

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 99 (2003)
Heft: 2

Artikel: Nähe und Distanz : methodische Reflexionen nach einer Feldforschung über Gastwirtinnen in Tirol
Autor: Langreiter, Nikola
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118155>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nähe und Distanz

Methodische Reflexionen nach einer Feldforschung über Gastwirtinnen in Tirol¹

Nikola Langreiter

Leserinnen und Leser solle man nicht mit Deutungs- und Darstellungszweifeln behelligen, schreibt Kaspar Maase. Texte seien nämlich «wie Brötchen» – wer sie kauft, wolle von den Kopfschmerzen der Verkäuferin nichts hören (2001, 269f). Die so genannte reflexive Wende wird innerhalb der Kulturwissenschaften wegen der in ihrem Sog hervorgebrachten Texte vielfach kritisiert, und darüber hinaus auch grundsätzlich abgelehnt: Nabelschau werde hier betrieben und Allmachtsfantasien eines rigorosen Subjektivismus würden unterstützt. Die einschlägigen Debatten gelten als narzisstisch, Selbstreflexivität als *l'art pour l'art* (Fuchs/Berg 1995, 89). Trotz der kritischen Distanzierungen gilt ein reflexiver Zugang aber als kulturwissenschaftlicher Standard (u. v. a. Scharfe bereits 1969, v. a. 227f). Reflexivität wird jedoch oft als Notwendigkeit nur postuliert und, wenn ernster genommen, meist isoliert vom Rest dargestellt – etwa in Paratexten (z. B. im Vorwort, einer Einleitung oder abschliessend in einem Nachwort), zusammengesetzt aus bewährten und unverfänglichen Formeln (dem sachlichen Methodenteil usw.). Im weiteren Text werden reflexive Prozesse, beziehungsweise deren Folgen und Auswirkungen, nicht mehr sichtbar gemacht und alle Spuren komplexer Forschungssituationen möglichst getilgt. Martin Fuchs und Eberhard Berg erinnern, dass etwa Ethnografen lange Zeit die «abgespaltene subjektive Seite» nur in nichtwissenschaftlicher Form veröffentlichten – als Romane oder in Autobiografien und zum Teil anonym. Ihre Bemerkung zum geschlechtsspezifischen Umgang mit Reflexivität: Während anderswo Frauen qua Geschlecht als «eben reflexiver» eingestuft werden (Felt/Nowotny/Taschwer 1995, 100),² erklären Fuchs und Berg die höhere Bereitschaft von Frauen, (Feld-)Forschung zu reflektieren, mit deren randständiger Rolle im Wissenschaftsbetrieb. Die Notwendigkeit der Problemverneinung oder -verleugnung ist ausgeprägt, unter anderem in Hinblick auf künftige wissenschaftliche Karriere; Frauen hätten eben weniger zu verlieren (1995, 66). Andererseits ist – besonders im Zusammenhang einer wissenschaftlichen Qualifikationsarbeit – ratsam, «durch Vorführung von Differenzierungspotenz und methodologischer Reflexion [zu] imponieren» (Maase 2001, 269) oder es wenigstens zu versuchen.

Abgesehen davon kann Reflektieren von Forschung enormen Erkenntnisgewinn bringen (im Sinn von Relativierung, Korrektur, Erweiterung der Perspektiven usw.). Mitunter ist Reflexivität freilich blockierend und mühsam, weil der Rekonstruktion der eigenen Praxis zumindest teilweise Dekonstruktion vorausgeht. Kritische Reflexion der Erkenntnisweise mit ihren eigenen Werkzeugen soll genau diese Werkzeuge nicht bekräftigen, vielmehr soll durch das Anknüpfen an eigene

Erfahrungen Forschen als interaktiver, kommunikativer Prozess verstanden werden (vgl. Fuchs/Berg 1995, 22). Konsequenz aus all dem ist, Forschungshandeln und Forschungsergebnisse miteinander verbunden zu präsentieren sowie Reflexion transparent zu machen, wo sie Ergebnisse und Erkenntnisse unterstützt oder bedingt.

Methodisches war im Lauf der Arbeit an der Dissertation wichtig; phasenweise wurde alles andere davon überlagert.³ Kritische Distanzierung von eigenen Herangehensweisen, Perioden des Infragestellens mündeten immer wieder in eingehenden Rechtfertigungen des qualitativ ausgerichteten Methodenmix, des subjektiven Zugangs, des gewählten Themas usw. Zu Ende gedacht, hätte das ein Weiterarbeiten oft verunmöglicht.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen zu Nähe und Distanz bilden narrative Interviews mit Zillertaler Gastwirtinnen, die wichtigster Teil meines Quellenmaterials zu Alltagskonzepten, -strategien und -praktiken von Gastwirtinnen sind.⁴ Ich interviewte Wirtinnen als Eigentümerinnen, Mitbesitzerinnen, Geschäftsführerinnen, Pächterinnen und mitarbeitende Familienmitglieder – Wirtstöchter, Hoteliersgattinnen oder «die Schwester des Chefs». Mit der Zusammensetzung des samples wollte ich eine möglichst breite Palette an Arbeits- und Lebenssituationen erfassen.⁵ Mein mitunter einigermaßen unkontrolliertes Pendeln zwischen Nähe und Distanz brachte im Nachhinein besehen einiges. Zwischen diesen Oppositionen ist nicht immer eindeutig zu unterscheiden: Tendenziell sind Nähe und Distanz zugleich vorhanden, gehen ineinander über oder liegen wenigstens nah beisammen. Ihr Einfluss auf Form und Inhalt (wiederum nicht voneinander zu trennen, sich wechselseitig beeinflussend usw.) lässt sich kaum klar als positiv oder negativ definieren. Was erst negativ erscheint, mag sich später als Plus herausstellen – oder umgekehrt.

Interviews – Gespräche mit Fremden

Fremde oder relativ fremde Menschen aufzufordern, nach allgemeinem Verständnis sehr Persönliches zu erzählen, verbietet Höflichkeit und Anstand. Unbekanntem ist nicht zu nahe zu treten, vieles geht einem ja überhaupt nichts an; «Neugierige Leut sterben bald» – dieser Spruch hat meine Kindheit begleitet. Neugierde ist demnach weniger als Interesse an anderen aufzufassen denn als Störung der Intimsphäre. Die «angebrachte» Höflichkeit verhindert potenziell, im Interview zum Ausdruck von mit Erlebnissen und Ereignissen verbundenen Erfahrungen und Emotionen zu ermutigen. Parallel zu den anerzogenen Höflichkeitsregeln wirkt eine Angst vor Tiefe (Nähe). Meine Interviewtexte sind stellenweise von Doppeldeutigkeit gekennzeichnet: Erzähle mir von dir und deinen Erfahrungen – aber nicht zu viel. Wenn etwa Konflikthafes angedeutet wurde, war ich versucht (und habe dieser Versuchung auch nachgegeben), beginnende Erzählungen abzuwürgen, um meiner Gesprächspartnerin und vor allem auch mir unangenehme Ge-

fühle (zu grosser Nähe) zu ersparen. Dann schloss ich schnell eine Frage an, die weniger Persönliches betraf, auf Allgemeines abzielte und von meinem konkreten Gegenüber wegführte (vgl. Wittel-Fischer 2001, v. a. 156f).

Interviews sind keine Alltagsgespräche – auch nicht sozialwissenschaftlich aufgeklärte, obschon sie etliche Eigenschaften alltäglicher Gespräche aufweisen. In einer Interviewsituation findet nicht «normale» Kommunikation statt; auch die offene, narrative oder biografische Befragung ist «ein Pseudo-Gespräch» (Löffler 1999a, 87).

Häufig hatten meine Partnerinnen konkrete Vorstellungen über Beschaffenheit und Ablauf eines Interviews und erklärten sich zum Teil wohl vor allem auf dieser Basis bereit. An der Idee vom Interview als thematisch relativ eng gefasstem Frage-Antwort-«Spiel» konnte das Kommunizieren meiner Vorstellungen selten viel ändern; erst im Verlauf des Gesprächs liessen sich die Frauen auf (lebensgeschichtliches) Erzählen ein.⁶

Sofort ausführlich und – ganz nach meinem Wunsch – biografisch erzählten eher jene Frauen, die ihre momentane Lebenssituation als in der einen oder anderen Weise schwierig sahen. Wirtinnen, die konsequent vermittelten, «alles unter Kontrolle» zu haben, behielten auch über das Interview «die Kontrolle». Sie kehrten tendenziell immer wieder zur Frage-Antwort-Form zurück und gerieten weniger in persönliches Erzählen. Nicht zuletzt diese Beobachtung bringt von der Vorstellung ab, qualitative Verfahren seien von Haus aus die «besseren», ethischeren, indem sie die Autonomie der Beforschten weniger als quantitative beeinträchtigen.⁷

Positiv unterscheidet sich Interview-Kommunikation von privatem Kommunizieren durch die Distanz, die sich aus der spezifischen und zumindest ansatzweise – zeitlich und inhaltlich – definierten, «ausgehandelten», Rollenbeziehung als Forschungsbeziehung ergibt. Fehlen von Dauerhaftigkeit und Reziprozität sorgt für Freiräume. Die interviewten Personen können damit rechnen, dass ihre Erzählungen keine alltäglicher privater Kommunikation vergleichbare Folgewirkungen haben. Ein vertrauensvolles, dabei aber definiertes, auf eine Forschungsbeziehung begrenztes Verhältnis ist, so betont Monika Wohlrab-Sahr in kritischer Auseinandersetzung mit methodischen Postulaten (traditioneller) Frauenforschung, dem Forschungsprozess adäquater als ein «vertrauensvolles und diffuses» (1993, 134). Die Grenzen zwischen Privatleben und Wissenschaft sind demnach nicht aufzuheben – auch und insbesondere nicht, wenn man im «Eigenen» forscht.

Die Distanz zu Unbekannten wird auf eigentümliche Art relativiert, wenn man im – ehemaligen – eigenen Umfeld recherchiert. Ich bin in meiner Forschungsregion, dem Tiroler Zillertal aufgewachsen⁸ und war während meiner Kindheit alltäglich mit Tourismus konfrontiert. Erfahrungen mit dem Hotel- und Gastgewerbe erwarb ich einerseits über meine MitschülerInnen und unmittelbarer in Ferienjobs. Mein Verhältnis zu diesem kulturellen Feld prägte und prägt mein Interesse an diesem Ausschnitt regionaler Alltagskultur, an den dazugehörenden Lebensräumen

und Lebensstilen.⁹ Meine Herkunft bestimmt meine Sichtweise des Phänomens Tourismus mit. Die geografisch kleine Region Zillertal wählte ich, um das Interviewmaterial besser vergleichen zu können; zum andern leben meine Eltern dort, damit liess sich der finanzielle Aufwand für die Feldforschungsphasen gering halten. In der anhaltenden Debatte um Pro und Kontra einer *anthropology at home* geht es freilich nie um derart Banales wie ökonomische Hintergründe und Kosten.¹⁰

Daughter of

Dem Forschen «zu Hause», im eigenen Nahbereich, wird oft Skepsis entgegengebracht. Unabhängig von der Methode gilt Fremdheit, Befremden nicht nur als Phänomen, mit dem man bei Eintritt in ein Forschungsfeld zu tun bekommt, sondern als systematische Voraussetzung, als zielführende ethnografische Haltung. Die Pose des «professional stranger» oder des «marginal man» bezeichnet das «gute» Verhältnis Forschender zu ihrem Untersuchungsfeld (Lindner 1989, 15).

Um in den Blick nehmen zu können, was Mitglieder des Feldes nicht zu sehen vermögen, weil sie routinemässig und routiniert den Alltag abwickeln und in dessen Plausibilitäten verstrickt sind, ist dieser Meinung nach kulturelle Distanz unerlässlich und Voraussetzung für Reflexion und Analyse. Das «Fremde» oder «Andere» erhält einen Wert, kommt selbst zu Wort, aber eben «in dieser fremden Sprache der Forschung, die autoritär ein Verstehen behauptet – ja, fast ein besseres Verstehen als der Andere selbst». (Kaschuba 1999, 198) Dazu kommt: «Der Andere sieht nur seine Welt, er zählt nur in seinem Kontext, während der Ethnologe sich den Über-Blick über viele Welten, unterschiedliche Kulturen anmasst und zutraut.» (Berg/Fuchs 1995, 37)

Gegenüber, am anderen Pol, gilt die «richtige» Provenienz der Forscherin/des Forschers als wichtige Voraussetzung für adäquates Arbeiten in einem Feld oder in einem bestimmten Themenbereich – möglichst «einheimisch» sollte man sein. Nur die richtige «Abstammung» verschaffe nämlich wirklichen Zutritt und mehr noch: erst sie befähige zum Verstehen und Interpretieren. Herkunft erhält damit quasi Theorie-Status. Dies führe letztlich dazu, bemerkt auch Rolf Lindner, «dass ausschliesslich der Selbstdarstellung der eigenen Gruppe noch das Signum legitimer Repräsentation anhafte: [...] <you have to be one in order to understand one>». (2000, 88).

Meine Herkunft erleichterte mir die Kontaktaufnahme mit Interviewpartnerinnen¹¹ und verlieh mir geradezu das Recht, mich mit dem Thema «Leben mit Tourismus» zu beschäftigen. Leben mit Tourismus heisst auch Leben *von* Tourismus – die Auseinandersetzung mit Tourismus als Geschäft, als Erwerbs- und Lebensform, scheint eine grundsätzlich heikle Angelegenheit zu sein. TouristikerInnen fühlen sich schnell und zu Unrecht kritisiert. Zu Beginn des Interviews spricht Marianne Knapp¹², Hotelière in einem der grösseren Betriebe meines samples, über die schlechte Stimmung im Tiroler Tourismus und österreichweit:

«[...] So pessimistisch und nur negativ schreiben, das zieht sich ja wirklich einfach durch die ganze Gesellschaft und auch durch das Leben, das kennt man ja. Wenn ich heut einen schönen Film seh, wo ich mich freu, dann hebt sich ja auch meine Stimmung. Und so ist das mit dem, was ich lese, auch. Aber es ist interessant, wenn ich hör, dass man sagt, eine gute Nachricht ist nicht die schlagkräftige, nicht. [...]» (Int. 8, 1)¹³

Die Ablehnung, so eine häufige Klage, komme meist «von aussen», von Leuten, die zu wenig Ahnung hätten, die prinzipiell gegen alles Touristische seien, selbst freilich dennoch gerne verreisten und Freizeitinfrastruktur nützten – am liebsten in bester Qualität und zu niedrigsten Preisen. Die Stimmung in der Branche sei ob der objektiv vorhandenen Probleme ohnehin gedrückt; Medienberichte trügen das ihre dazu bei, anstatt dafür zu sorgen, dass sich die Einstellung der ÖsterreicherInnen zu Tourismus wieder zum Positiven ändere.¹⁴

Relativ früh, noch bevor Tourismus regional ein tatsächlich wirklich massgeblicher Einkommenszweig war, wurden die ZillertalerInnen zu *den* FremdenverkehrstirolerInnen schlechthin erklärt.¹⁵ Vor dem realen Hintergrund der geschickten Selbstvermarktung der WanderhändlerInnen und später der Natur- oder National-sängerInnen aus dem Tal formierte sich als Produkt «interaktiver Imagination» (Lindner 1994, 215), in Kombination von Auto- und Heterostereotypen, von Rollen-erwartung und -erfüllung, der Typus des «Zillertalers» (vgl. Jeggle/Korff 1974).

Meine Interviewpartnerinnen halten mich für aktuell nicht besonders in der örtlichen Lebensführung verankert. Da ich räumlich entfernt bin, «muss» ich nicht mehr selbstverständlich – so wie es von ständigen BewohnerInnen doch erwartet wird – das regionale Leitbild anerkennen und mich damit identifizieren. Aber es ist klar, dass ich das «Ethos der Region» (Lindner 1994) (er-)kenne.

Die PR-Vorträge, die mir im Rahmen der Interviews gelegentlich gehalten wurden, die Versuche, mich vom Tourismus, wie er im Zillertal, in diesem oder jenem konkreten Unternehmen, betrieben werde, zu überzeugen, zeigen, dass mir zuweilen aber tourismuskritische Haltung zugeschrieben worden ist. Dennoch – und obwohl ich mich nicht für einen Tourismusberuf entschieden habe, nicht aus einer Hoteliersfamilie komme – trauten die Wirtinnen mir Hintergrundwissen zu, mit dem ich ihrer Meinung nach besser mit dem Themenbereich umgehen könne als völlig Aussenstehende. Vielleicht geht es auch um Emotionelles: Denn selbst wenn ich nicht mehr wirklich dazugehöre¹⁶, so garantiert meine Herkunft offenbar ein bestimmtes Mass an Nähe, das sich nicht verliert, und damit vorstellbar grössere Solidarität. So dient *daughter of* zu sein nicht nur der Selbstlegitimierung (Lindner 2001, 11, 18), sondern legitimiert mich in den Augen der Beforschten, über Leben mit und von Tourismus zu arbeiten und mich dazu zu äussern.

Nähe kann distanzieren

Diese Nähe bringt indes nicht nur Vorteile. Zuordenbar zu sein (einem Dorf, einer Familie) kann hemmen; ab und zu stellte sich das unangenehme Gefühl ein,

unter Beobachtung zu stehen.¹⁷ Und weniger diffus, aber drastischer in der Auswirkung: Die geglaubte Nähe der gemeinsamen Herkunft schränkt bisweilen die Erkenntnismöglichkeiten ein; etwa wenn eine gemeinsame Basis vorausgesetzt wird, die so nicht vorhanden ist. Die scheinbare Nähe führt zu Hörproblemen – wenn man (genauer: ich) beispielsweise beim Interviewen schon weiss, was jetzt (wieder) kommen wird, beim ersten Stichwort, ein passendes Schema zur Einordnung parat hat und nicht mehr mit der viel zitierten «freischwebenden Aufmerksamkeit» (Fuchs-Heinritz 2000, 66) zuhört, infolge nicht die Notwendigkeit sieht, hinzuhören oder nachzufragen, was (noch) gemeint sein könnte (weder direkt im Interview noch später in der Analyse). Zu dieser postulierten Nähe gehören andererseits Sätze wie: «Das weissst vielleicht selber.» (Int. 2, 2) oder: «Du weissst das eh, eigentlich.» (Int. 9, 14)¹⁸ Nachfragen zu auf diese Art kommentierten, meist nicht zu Ende geführten oder nur angedeuteten Aussagen lösten durchwegs Irritation aus und wurden meist übergangen (von beiden Seiten).¹⁹ Ich vermute, dass in solchen Fällen ein Konflikt zwischen meiner Rolle als Zillertalerin und jener als Interviewerin entstanden war. Vom gemeinsamen Hintergrund her hätte ich – ohne grosse Interpretationsleistung – «automatisch» *verstehen müssen*²⁰; Nichtverstehen (oder das Vorgeben, nicht zu verstehen) wurde von meinen Gesprächspartnerinnen spontan nicht toleriert. Vielleicht war plötzlich unklar, was/worauf ich hinaus will beziehungsweise mit einem Mal wieder bewusst, dass wir nicht privat sprechen. Und manchmal wurde wohl auch gerade in solchen Momenten oder Phasen beiden Seiten deutlich, wie sehr die Gegenwart von Ethnologie/die ethnologische Investigation «das Feld» stört. Die gegenseitigen Erwartungen und Bilder, auf deren Basis sich gerade vorhin noch so gut operieren liess, waren dadurch ins Wanken geraten.²¹

Während im Industriebetrieb der Interviewer für einen Spion der Leitung gehalten werden kann oder für einen Abgesandten der Werkspolizei (Lindner 1981, 53), mag die Forscherin einen heiratsfähigen Wirt suchen²² oder eine Journalistin sein, die ihre Herkunft und das ihr entgegengebrachte Vertrauen ausnützen will, um einen Insider-Report zu verfassen. Solche Verdachtsmomente wurden nur selten konkret zum Ausdruck gebracht. Hingegen hatte ich öfters das Gefühl, dass von mir so etwas wie Komplizenschaft erwartet, wenn nicht gefordert war, unter anderem Übereinstimmung «als Zillertalerin» wie vorhin beschrieben. In solchen Momenten versuchte ich, auf Distanz zu gehen, die Rolle der «fremden» Interviewerin stärker zu akzentuieren. Vor allem in diesem Balancieren zwischen Vertrautheit und Fremdheit, zwischen Nähe und Distanz wurde Angst als «Metaperspektive des Forschers» (Lindner 1981, 54) wirkmächtig: als «Ausdruck von dem Bild, das sich der Forscher von dem Bild macht, das sich die designierten Forschungsobjekte vom Forscher machen» (Lindner 1981, 56). Nicht nur Gefühle von Nähe verleiten zu Überidentifikation, sondern gleichermassen und vielleicht noch stärker Distanz. Aus dem Gefühl oder vielmehr dem Wissen heraus, dass die gewünschten Loyalitäten nicht zu erbringen, höchstens durch momentan vergleichsweise wirkungsloses Verstehen zu kompensieren sind, fungierte ich phasenweise als «Patro-

nin des Gastgewerbes»²³ – wie ich überzeugt bin, weniger in Forschungssituationen denn privat.

Von Frau zu Frau

Als Frau zu einem so genannten Frauenthema Frauen zu interviewen, würde dazu führen, fürchtete ich, dass das Substrat «Frau» Nähen erzeugt und ein «Wir-Frauen» Differenzen überdeckt (Wohlrab-Sahr 1993). Überraschend, dass – ganz anders als hinsichtlich Herkunft und Regionalkultur – die Wirtinnen, bezogen auf Gender, viel weniger auf Gemeinsamkeiten rekurrierten.²⁴ Viel weniger als ich selbst, denn konstruierte, von vornherein unterstellte Gemeinsamkeiten kamen diesbezüglich eher von mir. Hier nahm ich Voraussetzungen als gegeben (etwa ein bei Frauen allgemein verbreitetes Interesse an Frauenemanzipation) und hatte anfänglich Mühe, diese halbwegs zu kontrollieren. Mir zu vergegenwärtigen, dass qualitative Forschung eine «Form des Fremdverstehens» (Wohlrab-Sahr 1993, 137) ist, half Abstand zu gewinnen, wo Gesprächspartnerinnen vermeintlich nahe sind. Ungeachtet der Abgrenzung von bestimmten Postulaten traditioneller Frauenforschung und dem Argwohn gegenüber dem Stichwort «Betroffenheit», empfing ich in konkreten Gesprächssituationen gelegentlich vor lauter konventionellen Erwartungen nur bestimmte Signale für Gedanken und Gefühle, Deutungen und Bedeutungen. Und das bedeutete bisweilen schon während des Gesprächs mit einer Suche nach Mustern, nach möglichen Verallgemeinerungen zu beginnen, im Zuge von Aha-Effekten kurz zu schliessen mit anderen Interviews, mit Thesen und Vorurteilen («das ist wie bei»/beziehungsweise allgemeiner: «so und so denken, empfinden, handeln Frauen in dieser oder jener Lage»). Nicht besonders betont werden muss, dass solche Prozesse die Aufmerksamkeit für die eigentlich ablaufende Interaktion und damit für die individuelle Erfahrung der Erzählenden unterminieren (vgl. Anderson/Jack 1991, 11, 15) – von Fehl- und Überinterpretationen, die sie verursachen, abgesehen:

«[R]ichtig arbeiten [...] – das tut der Fritz.» (Int. 2, 16) Diese Bewertung Veronika Fischers, die Tag für Tag und Jahr für Jahr im Hotel des unverheirateten Bruders arbeitet und weite Bereiche des Betriebes alleinverantwortlich führt, hat nicht ausschliesslich mit der Auffassung von adäquatem Geschlechterrollenverhalten zu tun und Wesentliches würde übersehen, erklärte man sie allein aus der Gender-Perspektive: Hier geht es vielmehr um die Vorstellung von Arbeit – «richtiges» Arbeiten wird primär (und das taucht in den Interviews wiederholt auf) körperlich definiert. Dem Familienbetrieb, der sich über die Jahre von einem Dorfgasthaus zu einem Touristenhotel entwickelt hat, ist eine Landwirtschaft angeschlossen. Der Vater versorgte den Bauernhof, während die Mutter bis zu ihrem frühen Tod für die Gastwirtschaft zuständig war. Heute kümmert sich Fritz, nunmehr Eigentümer und Wirt, unter Mithilfe des Vaters um die Landwirtschaft, parallel dazu leitet er die Hotelküche. Veronika Fischer beschreibt, dass ihre Mutter «richtig gearbeitet» habe – im Gegensatz zu ihr selbst. Denn früher sei das Wirtinsein weniger mit

Bürotätigkeiten und Managementaufgaben verbunden gewesen; es bedeutete nicht nur ständige «Anwesenheitspflicht» wie für sie selbst heute, sondern harten körperlichen Einsatz ohne grosse technische Hilfsmittel.

«Also meine Mutter hat wahnsinnig viel körperlich gearbeitet – gell. Die hat gekocht, und die hat die Buchhaltung gemacht und alles Mögliche. Und das hab ich nicht, weisst du. Weil ich hab einfach das Büro und das Service und was bei mir ist, ist einfach, dass ich viel Zeit da sein muss, dass ich narisch viel Anwesenheitspflicht hab. Aber so von der körperlichen Arbeit, da brauche ich sicher nie das leisten, was meine Mutter geleistet hat. [...] – Ja, also ich hatte – ich hab auch nicht so richtig das Gefühl, dass das für mich eine Arbeit ist, weisst schon. – So, dass – mir fällt's so leicht und ich tus gern.» (Int. 2, 16)

Fakten wie die aufreibend langen Abende und Nächte im Betrieb oder der hohe Zeitaufwand allgemein werden zwar betont, zugleich wird das eigene Tun gering geschätzt. Als Arbeit gilt primär schwere körperliche Tätigkeit. Veronika Fischer erachtet ihre Arbeitssituation als Wirtin verglichen mit jener ihrer Mutter als um ein Vielfaches leichter, ungeachtet dessen, dass das Unternehmen inzwischen mehrmals wesentlich erweitert worden ist, was Grösse und Angebot anbelangt. Der erwähnte bäuerliche Hintergrund prägt in diesem Fall ein spezifisches Arbeitsethos, das wiederum zentrales Element des Selbstbildes ist.

Nicht zuletzt stiessen mich einige der Frauen auf meine eigenen Voreingenommenheiten, indem sie auf Feminismus zu sprechen kamen, ihre Einstellung dazu klar stellten. Sie grenzten sich ab, interessanterweise gerade von einigen Grundannahmen traditioneller Frauenforschung, besonders von der Prämisse des (patriarchalen) Unterdrücktseins als Gemeinsamkeit aller Frauen.²⁵ Trotz dieser Distanzierungen durch einen Gutteil meiner Partnerinnen verliefen die Gespräche «von Frau zu Frau», ein Interviewer hätte wahrscheinlich andere Geschichten und in anderer Form zu hören bekommen. Es gibt keine «vorgängige Verknüpfung von Forscherin und Forschungsgegenstand [...], die Personen anderen Geschlechts per se nicht haben.» (Wohlrab-Sahr 1993, 133) Das heisst jedoch nicht, dass mit einer anderen Frau die Interaktionen nicht auch anders verlaufen wären. In unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen, Kommunikations- und Interaktionssituationen fallen biografische Texte unterschiedlich aus. Zusammen mit anderen Kriterien wie Alter, sozioökonomischer Hintergrund, Weltanschauung usw. prägt Geschlechtszugehörigkeit soziale Interaktion und folglich auch ein Interview.

Scheinbar gleiche Erfahrungen sind oft gar nicht so ähnlich. Subtile Divergenzen haben verschiedenste Ursachen (von individuellen innersten Erfahrungen bis hin zu jeweils zugänglichen Interpretationsschemata) und können auf verschiedenen Ebenen zum Tragen kommen (vgl. Auslander 1995, 241).

Meine Gesprächspartnerinnen pflegen einen Diskurs, leben eine kulturelle Praxis (verstanden als Kultur und Lebensweise), an dem/an der ich nicht teilhabe. Auch in sozialer und ökonomischer Hinsicht ist der Status einer Wirtin im Zillertal kaum zu vergleichen mit jenem einer «Jungakademikerin», die nicht viel hat (sonst

hätte sie wahrscheinlich nicht studieren müssen) und von der man nicht genau weiss, was sie kann und leistet und was sie von einem wirklich will. Das heisst keineswegs, dass ich nicht wohlwollend und freundlich aufgenommen worden bin, beschreibt aber eine grundsätzliche Tendenz. Die Frage, ob ich mich über dieses Projekt gut verheiraten möchte, wurde nur einmal gestellt, verweist aber auf die zweifelhafte Stellung von «Studierten»²⁶ in diesem Milieu und darauf, wie diffus das Image einer Volkskundlerin²⁷ ist.

Im Kontext von Unternehmensethnografie sprechen Bernd Jürgen Warneken und Andreas Wittel von neuen, ungewohnten Asymmetrien im ForscherInnen-Beforschte-Verhältnis. Im Gegensatz zum – für die Volkskunde lange typischen – «research down» hat man in diesem Metier mit (zumindest potenziell und in mehrererlei Hinsicht) statusüberlegenen Menschen zu tun. Das bringt «neue Probleme der Selbstbehauptung im Feld» (1997, 1). Während das Bekennen und Erläutern der alten «Ängste des Forschers vor dem Feld» einen in der «scientific community» schon gut aussehen liessen, so Warneken und Wittel, stünde man den neuen Ängsten noch unbeholfen gegenüber und wisse nicht wohin mit ihnen (1997, 2; vgl. auch Goldinger 2002).

Die kulturelle Praxis der befragten Zillertaler Wirtinnen teile ich höchstens partiell; zahlreich sind die Bereiche, die mir fremd sind/in denen ich fremd bin. Ich weiss nicht «automatisch» Bescheid über durchgesetzte Sichtweisen, dort allgemeine Konventionen oder umkämpfte Bedeutungen und so weiter. Der unterschiedliche soziale und kulturelle Hintergrund wird in Haltungen und Einstellungen, Erfolgszielen und -kategorien, in Vorstellungen vom guten Leben und Kriterien des Selbstwerts mehr als deutlich. Konfrontiert mit manchmal allzu penetranten Reichtumsphänomenen und zur Schau getragenen gesellschaftlichem Status, wird zum einen die eigene Situation bewusst, zum anderen klar, wie sehr Beziehungen, Loyalitäten, Interessen und Forderungen oft im Widerspruch zu jenen der Wirtinnen stehen. Die Distanz zwischen meinen eigenen Themen und Agenden und jenen der Erzählerinnen war immer wieder enorm. Narrativ angelegte Interviews hindern ForscherInnen, sofort und ohne Umschweife oder Ausweichmöglichkeiten ihre im Voraus als wichtig definierten Fragen anzubringen, auf ihnen zu insistieren und sie durchzusetzen. Dennoch: mit «exmanentem Nachfragen» (Sieder 1998, 156 nach Fritz Schütze) sprach ich Bereiche an, die die Frauen von sich aus nicht beredet hatten, die mir aber wichtig waren. Zweifellos ist Interviewen an sich eine manipulative Angelegenheit: Es stösst zu einer Auseinandersetzung mit Themen an, die die Befragten im Alltag möglicherweise nicht beschäftigen; und es «zwingt» zu einer Form der Auseinandersetzung, die im Alltag der Befragten nicht relevant ist (vgl. Kaschuba 1999, 200). Während eines «reasoning»²⁸ zum ersten Gespräch meinte eine der Wirtinnen: «Dass ich in diese Richtung geh, das hab ich gar nicht gewusst. Das weiss ich erst jetzt, weil ich mit dir geredet hab [lacht]. Ja, echt, ist aber so.» (Int. 9, 19)

Erzählen braucht Zeit und einen Ort, Erzählen hat eine Form

Der Örtlichkeit des Erzählens, Zuhörens und Fragens mit all ihren Eigenschaften kam eine grosse Bedeutung zu; sie prägte das konkrete Weitere in mehrfacher Hinsicht.

Mit den Frauen verbindliche oder genauer: zeitlich fixierte Termine zu vereinbaren, war manchmal nicht so einfach. Am besten hätte ich irgendwann vorbeikommen sollen, und wir hätten dann geschaut, ob es gerade ginge oder nicht. Mit wenigen Ausnahmen fanden die Interviews in den Betrieben statt.²⁹ Die Wirtinnen hatten das selbst so bestimmt: sie blieben zur Verfügung und behielten die Kontrolle über das betriebliche Geschehen. Mit Viktoria Strobel, 1919 geboren und damit die älteste der interviewten Gastronominnen, nahm ich für das Gespräch in einem zentral gelegenen Gastraum zwischen Haupteingang und Küche Platz – «damit ich nicht zu weit weg bin», kommentierte sie (Int. 13). Mir boten diese Interviewsituationen Gelegenheit, betriebliche Abläufe zu beobachten, ich bekam Interaktionen der Wirtinnen mit Gästen und Personal mit (Arbeitssituationen) und erhielt einen Eindruck von der Atmosphäre des Hauses.

Die Phasen vor Beginn des eigentlichen Interviews waren kurz. Nachdem quasi meine Bestellung aufgenommen worden war³⁰, ich nochmals knapp den Zweck des Interviews vorgestellt und einen Ablauf vorgeschlagen hatte, wurde gleich begonnen. Meistens kam es zu vielen Unterbrechungen: Telefonische Anfragen wurden rasch erledigt, schnell Stammgäste verabschiedet, Kinder mit ihren Anliegen getröstet und weggeschickt, diverse Angelegenheiten auf später verschoben oder delegiert. Der Ausfall einer Kellnerin verkürzte das Interview oder der immer lauter werdende Stammtisch, der befriedet werden musste; ein andermal beendete die überraschende Ankunft eines vollbesetzten Reisebusses das Gespräch.³¹ Oft herrschte rundherum grosse Hektik, war spürbar, dass die Zeit drängt – daraus entstand eine unangenehme Nähe: Zeitnot und Stress wirkten ansteckend. Das Gefühl, zeitlich unter Druck zu stehen, brachte mich in Sorge, nicht alles (?) unterzubringen. Das hat sich in zu schnellen und zu zahlreichen Nachfragen ausgewirkt – in die Breite statt in die Tiefe führte ich selbst dann das Gespräch.

Alltägliche Kommunikation – Kommunikation im Interview

Das spezifische «setting» – in einem ruhigeren Winkel der Gaststube oder im Zentrum des Unternehmens, gleich neben der Bar und beim Küchenausgang, auf einer Couch im Hausgang in der Nähe der Rezeption, im Gastgarten unmittelbar neben der Eingangstür – frischte eigene, viele Jahre zurückliegende Arbeitserfahrungen auf. Die bekannten Geräusche, Gerüche und Vorgänge haben für mich schnell eine vertraute Situation erzeugt und intensive Erinnerung an Stimmungen, Notwendigkeiten, Regeln, Abläufe und Gewohnheiten in dieser Branche hervorgerufen. Rasch war mir der spezifische Kommunikationsstil wieder präsent. Dieses Wissen (Nähe) beeinflusste die Interviewstrategie sowie, unbewusster und ungenlenkter, die Interviewführung. Wiederum entfalteten sich Regeln der Kommunika-

tion – nun die besonderen Konversationsregeln dieses Umfelds: Es ist unter anderem durch Stress, die wenig prognostizierbar wechselnden Zeiten der extremen Eile und Perioden der Ruhe oder Flaute, räumliche Enge, hierarchische Interaktionen mit «dem König Gast», professionelle Freundlichkeit usw. charakterisiert.

Zum einen also war mir ein «Einfühlen»³² gewissermassen erleichtert, zum anderen kam es immer wieder zu hinderlichen Attacken schlechten Gewissens. Der Frage, ob der Zweck hier die Mittel rechtfertige, folgte unweigerlich die Frage nach dem Zweck, nach der Relevanz dieser wissenschaftlichen Untersuchung (über die Absichten und den Sinn einer Qualifikationsarbeit hinaus).

Nicht nur die sogenannten «Zugzwänge»³³ werden beim Erzählen wirksam; soziales und kulturelles Wissen wird alles in allem «mit Ressourcen und nach Regeln [konstruiert], die auch in der sozialen Welt des Erzählers Geltung haben» (Sieder 1998, 154). So gesehen mag die Bitte um ausführliches Erzählen eine Wirtin geradezu provozieren – narrative Interviewführung entspricht absolut nicht den in diesem «Feld vorgängigen Regeln alltagsweltlicher Kommunikation» (Warneken/Wittel 1997, 11). Erinnerung und Biografie sind nur im Sinnrahmen des Sozialen denkbar, müssen in Kommunikation mit der Umwelt (auch der jeweiligen unmittelbaren, engsten) bestehen; sie durchlaufen ein System aus Impulsen aus Orientierungsmustern und Erfahrungen anderer, durchlaufen Filter der Erzählbarkeit. «Das biografische Erzählen ist die Brücke über den Dualismus zwischen persönlicher und sozialer Identität.» (Löffler 1999a, 70)

Alltäglich wird von Wirtinnen (von DienstleisterInnen allgemein) weniger narrative Kompetenz erwartet als die Bereitschaft zuzuhören. Obwohl Interviews keine alltägliche Kommunikationsform sind, sind sie von üblichen, lebensweltlichen Präsentationen geprägt. Mächtige Diskurse dienen individuellen Erzählungen als Dispositive: «Worüber kann ich sprechen, denn worüber wird gesprochen? [...] Worüber sollte ich schweigen, denn worüber schweigt man?» (Sieder 1999, 12)

Auch nach Einigung auf lebensgeschichtliches Erzählen waren die Vorstellungen dazu nicht unbedingt identisch oder kompatibel. Manche Frauen waren davon «überfahren», dass jetzt nicht das Gegenüber aus seinem Leben erzählen wird. Denn Wirtinnen haben eine Nähe zu erzählter Lebensgeschichte; im Kontakt mit den «Gästen» ergeben sich häufig solche Gespräche, mit bestimmter (und vorwiegend gleich bleibender) Rollenverteilung. Das Anhörenmüssen von privaten (Lebens-)Geschichten und Schicksalen wird als Teil des Jobs (vgl. Nestmann 1987, 280, 283), als erwartete Dienstleistung gewertet und vielfach als belastend und nervend empfunden. Mehrmals erfuhr die eigene Lebensgeschichte schon vor dem Erzählen eine Bewertung wie – «Wen soll das schon interessieren?»

Auch Zeitknappheit schränkt die Bereitschaft zu einem lebensgeschichtlichen Gespräch ein (die Zusage sowie nachher ein Sich-einlassen-Können oder -Wollen).

Am Rande ist möglicherweise auch das angesprochene soziale Gefälle massgeblich, wiewohl mir nie vermittelt worden ist, dass man mir «Audienz» gewähre (vgl. Warneken/Wittel 1997, 7). Einflussreicher sind endlos aufs Neue kommunizierte Klischees. Es gibt die typische Wirtin, und die Gespräche zeigen, dass diese Bilder und Ideen den realen Wirtinnen präsent sind und Folgen für deren Praxis zeitigen. Schon beim Anbahnen der Interviews wurden Facetten kursierender Vorstellungen und Images, respektive deren Effekte, deutlich. So verwiesen mich einige der angesprochenen Frauen an eine andere, ihnen bekannte, «richtige Wirtin» – die origineller sei und mehr mit dem Beruf verbunden, ja, vom Geschäft überhaupt mehr verstehe, die mehr zu erzählen hätte oder zumindest besser erzählen könne. Mir wurde zu verstehen gegeben, dass mein Thema interessant sei, sie selbst aber nicht die geeignete «Gewährsperson». Das Weitervermitteln an vermeintlich kompetentere Gesprächspartnerinnen hat wenig mit Koketterie zu tun, nicht unwesentlich hingegen mit dem enormen Zeitmangel und beruflichen Druck, vor allem aber mit nach aussen tragbaren Selbstbildern.³⁴

«'74 mit der Pension und dann '81 mit dem Gasthaus und '83 haben wir den Teil dazugebaut mit den Betten. – Ich bin kurz und bündig, also ich kann nicht lang erzählen.» (Int. 3, 1) Dieses Statement erhielt ich zu Beginn eines ersten Interviews, auf meine Bitte, mir die persönliche Lebensgeschichte zu erzählen; es steht stellvertretend für einige ähnliche Reaktionen.

Lange hielt ich krampfhaft an streng biografischen Interviews fest – an der Vorstellung, dass diese ohne jegliche Abweichungen genauso funktionieren müssen, wie das Gros der Darstellungen in der Sekundärliteratur suggeriert: ausführliches Erzählen des gesamten Lebens von Geburt bis zum Heute –, nicht unbedingt diesem Aufbau folgend, aber doch vom Prinzip her an Vollständigkeit orientiert und so weiter. Methodische Fixierungen setzten sich in der geplanten Auswertung fort – bestimmte analytische Vorgangsweisen, die ich für unbedingt durchzuexerzieren hielt, waren mit meinem Material unmöglich.³⁵ Schneller verwarf ich meine anfangs wichtigste Forschungsfrage nach dem Stellenwert des Berufslebens im Kontext der Gesamtbioografie der Wirtinnen; sie ist obsolet.

Feministischer Rahmen

Kristina Minister bezieht sich in einem Methoden-Aufsatz auf Interviewmaterial, in dem ich meines ansatzweise wiederfinde. Sie ist der Ansicht, dass für Frauen ein Interview abschreckend ist, denn dort wäre «männliche Performanz» gefragt. Frauen ahnten – geprägt durch das Vorbild professioneller Interviews in den Medien –, dass sie nun aufgefordert seien, Gesprächskompetenz zu präsentieren.³⁶ Infolge der «linguistischen Sozialisation» hemme diese Annahme, sich auf ein Interview einzulassen. Die meisten würden schliesslich einer Teilnahme zustimmen – «but you'll have to ask the questions» (Minister 1991, 28). Minister interpretiert das als Vertrauensbekundung, durch all das, was immer es ist, hindurch geleitet zu werden: «Also, nachher nur zu! Dann fragst einmal, was du wissen willst.» (Int. 12, 1)

«Ja, jetzt frag du mich einmal, was du wissen willst.» (Int. 10, 1) «Mh – was soll ich jetzt da – wo soll ich da anfangen?» (Int. 7, 1)

Einem Interview einen «feministischen Rahmen» zu geben, heisst, nicht ein Repertoire an Aufmerksamkeit erregenden Monologen zu erwarten oder hervorrufen zu wollen – gelungene Pointen, Geschichten mit dramatischen Höhepunkten und Storys, welche die Erzählenden selbst als zentralen Charakter präsentieren. Solche Präsentationen stammten aus vorhergehenden Kommunikationskontexten und wären durch wiederholtes Proben schön rund und poliert. Diese Standardgeschichten, die meisten Menschen haben ein paar davon parat, seien typisch männliche Präsentationsformen. Frauen, so Kristina Minister weiter, die nicht so auftreten/kommunizieren wie Männer, hängen von der Kollaboration, der Unterstützung der Interviewerin/des Interviewers ab (1991, 37). Die Schlussfolgerungen Ministers teile ich weit gehend nicht, aber in ihrem Text fand ich erstmals explizite Hinweise auf ähnlich «dialogische» Interviewverläufe³⁷, wie sie mir zum Teil vorliegen. Ich denke nicht, dass diese Art Interviews typisch für Frauen sind, dennoch: Ich war beruhigt, dass es solche Interviews gibt – nicht nur bei mir. Beruhigend wirkte auch Ralf Bohnsack mit der Erklärung, dass zwischen methodischen Regeln und Forschungspraxis bestehe keine deduktive, sondern eine reflexive Beziehung (2000, 9). Demnach stiess ich weniger an die Grenzen der Methode denn an jene der methodischen Handreichungen, aus denen hervorgeht, wie lebensgeschichtliche Interviews zu verlaufen haben (auf Basis eines standardisierten Verhaltensrepertoires für InterviewerInnen und den Reaktionen der GesprächspartnerInnen).

Die – verallgemeinert und im Vergleich zu meinen bisherigen Erfahrungen mit methodisch ähnlich konzeptionierten Projekten – insgesamt eher kürzeren³⁸, verhältnismässig weniger lebensgeschichtlich ausgerichteten, extrem gegenwartsorientierten Gespräche sind also nicht nur auf den Ort der Interviews zurückzuführen, inmitten des Gastbetriebes und seiner Betriebsamkeit. Schwierigkeiten zu erinnern, ergeben sich auch aus der Dominanz der Gegenwart allgemeiner; sie haben viel mit den Anforderungen des Hotel- und Gastgewerbes zu tun. Das Erzählenswerte befindet sich in Konkurrenz zum Erzählbaren (Löffler 1999a, 89 nach Erving Goffman). Selbstverständliches ist schwierig zu erzählen: Der unmittelbar ablaufende Alltag ist sperrig, Routinen entziehen sich assoziativem Erzählen eher und werden daher tendenziell ausgespart; sie sind nicht der Rede wert und fallen einem gar nicht ein (Sieder 1998, 154). Eine Geschichte kann zudem nur erzählen, wer «selbst nicht mehr vollständig in der Sphäre ihrer Erzählgegenstände verhaftet ist». Ist eine Geschichte ins Repertoire eingegangen, bedeutet das eine Entfernung vom Geschehen (Löffler 1999a, 93). Und die Akteurinnen hier sind «ganz bei der Sache (ganz bei dem, was sie zu tun haben)» (Bourdieu 1998, 144).

So kommt abermals Zeit ins Spiel: Die eingeschränkte Erinnerungsbereitschaft oder eher: Erinnerungsmöglichkeit, ergibt sich aus der Nähe der Gegenwart – über die spezifische Interviewsituation an einem Arbeitsplatz hinaus. Erinnern scheint

hier keine erkennbaren Vorteile zu bringen, im Gegenteil: Es macht nachdenklich, langsam, dazu eventuell unsicher – das kann man nicht einmal als Eventualität brauchen. Die Wirtinnen haben, im Hinblick auf alltäglich möglichst reibungsloses Funktionieren, überspitzt gesagt, wohlweislich keinen Sinn für den eigenen Alltag beziehungsweise die Rekonstruktion eines «Wie es so geworden ist» und dem Gewahrwerden nicht gewählter Möglichkeiten.

So ganz stimmt das «natürlich» wieder nicht – Erfolgserlebnisse der Vergangenheit beispielsweise lassen sich wachrufen – in Momenten etwa, in denen Motivation nötig ist. Generell scheinen Gedanken an Vergangenes jedoch eher hinderlich, Reflexionen über getroffene Entscheidungen, Versteigen in gestern mögliche, aber nicht ausprobierte oder gar nicht als solche wahrgenommene Alternativen sind müssig und hemmen effizientes, routiniertes Handeln. Ein Interview zwingt gewissermassen zu einem Schritt weg von sich selbst, Selbstverständlichkeit geht verloren.

Die Aufforderung zur Selbstbeobachtung führt zu (vielleicht massiver, tief gehender) Infragestellung und die mag als grundsätzliche Bedrohung aufgefasst werden. Konzentrierte Aufmerksamkeit für die eigene Geschichte, die Chance zur Performanz kann «zweifelsohne auch Zumutung sein». (Löffler 1999a, 87)

Schliesslich

Ziel war, jene Bedeutungsrahmen, innerhalb welcher die interviewten Personen selbst ihren Lebenszusammenhang interpretieren, zu erschliessen. Dabei versuchte ich – weil von einer anderen Grundlage als die Befragten operierend – über die subjektiven mehr oder minder intentionalen Repräsentanzen hinaus auch und ganz besonders mögliche (plausible) latente Sinnstrukturen einzubeziehen und schliesslich die Bedeutungsrahmen der Beobachteten zu verstehen.

Die Ansicht (die ich bis zu einem bestimmten Punkt teile), dass Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen in der Lage seien, zu durchblicken und zu erklären, was den Sinnhorizont der in ihre Alltäglichkeit verstrickten «Gewährspersonen» übersteigt, gerät leicht in die Nähe von Borniertheit und Arroganz. Nicht selten wird suggeriert, allein WissenschaftlerInnen, scheinbar immer ausserhalb aller (Sicht und Einsicht wenigstens zum Teil verstellenden) sozialen, ökonomischen, kulturellen und so weiter Bezüge und Verflechtungen, wären imstande, das von Beforschten präsentierte Handeln, Verhalten und Deuten zu reflektieren. Den «Alltagsmenschen» mag nicht dasselbe Mass an Zeit und Möglichkeit zur Verfügung stehen, sich zu distanzieren, um zu reflektieren, aber ihnen prinzipiell jegliche Selbstreflexion abzusprechen, ist vermessen.

Wissenschaften spielen eine Rolle in den Lebenswelten der Wirtinnen (klingt nur so, als hätten sie eine eigene Lebenswelt – als etwas abgeschlossenes und ganz

anderes, eben eigenes). Das betrifft vor allem (Tourismus-)Wirtschaftliches, aber auch Medizinisches und die Psychologie. Ich gehe mit dem Bestreben konform, sich für die «Aufhebung der Apartheit [sic] zwischen Wissenschafts- und anderen Alltagskulturen» (Löffler 1999b, 101) einzusetzen – in den Interviewsituationen und hinsichtlich reflexiver Grundhaltung im Forschungsprozess. Das heisst, sich als Teil des «Feldes» sowie allgemeiner von Gesellschaft, Kultur und so fort zu sehen, sich darüber hinaus auch bewusst so wahrzunehmen und diese eigene Position in die wissenschaftliche Arbeit einzubeziehen. Zugleich finde ich Forderungen nach einer Verzahnung wissenschaftlicher Forschung und politischer Praxis meist überzogen, weil mit Überschätzung der eigenen Position und Mächtigkeit einhergehend. Die Differenz von «eigener» Wissenschaft und «fremder» Lebenspraxis ist mir gerade im Rahmen dieser Arbeit wiederholt deutlich geworden.³⁹ Die ursprünglichen Ansprüche an dieses wissenschaftliche Schreiben, bezogen darauf, was damit gesellschaftlich zu leisten ist, sind nun peinlich – ging es dabei doch nicht nur um Vorstellungen des Wollens, sondern auch um Können.

Verglichen mit meinem Ausgangspunkt sind bescheidene Absichten übriggeblieben: eine differenziertere Auseinandersetzung mit und Darstellung von Frauen im Geschäftsleben und als Unternehmerinnen, zugleich ein Ernstnehmen und Aufwerten von deren alltäglichen, lebensgeschichtlichen Erfahrungen.⁴⁰ All das zielt darauf ab, soziale Prozesse zu erklären und zu ihrer bewussten praktischen Gestaltung beizutragen (vgl. Kramer 1970, 13) – vermessen? Dieter Kramer jedenfalls schränkt ein, Bestreben sei, Kenntnisse über «Lebensweise und Lebenstätigkeit im formationsspezifischen Kontext» zu vermitteln (1988, 12). Das hiesse, Probleme zu erkennen, zu verstehen, zu dechiffrieren und in einen (wissenschaftlichen) Text zu übertragen – schwierig genug –, ausserdem: sich dabei der Macht akademisch geweihter DeuterInnen gewahr zu sein. Und: den Verlockungen der Selbstaufwertung nicht zu erliegen – AkademikerInnen fühlen sich so oft in der Position der berufenen Sprecherin/des Sprechers im Verhältnis zum «einfachen Volk» (Maase 1997, 391ff; über die Figur des Intellektuellen vgl. Müller-Funk 1995, v. a. 19) –, sondern wahrzuhaben, wie schnell man feldforschend mitunter auf den Boden der Tatsachen gestellt wird. Dort bemerkt man vielleicht, dass einem gerade jene Kapitalarten fehlen, die im zu untersuchenden gesellschaftlichen Leben Sozialprestige verleihen – dann verschwindet der zu beforschende «kleine Mann».

Relativ bald war einzusehen, dass es nicht darum gehen könne, gemeinsam, in solidarischer Zusammenarbeit – mit den so genannten «Betroffenen» – Themen und Fragen zu er- oder gar zu bearbeiten. Ich bin die ausgebildete Wissenschaftlerin, sie sind Wirtinnen. Selbstverständlich war mir anfangs der Wunsch, eigentlich die Notwendigkeit, Ergebnisse «ins Feld» zurück zu tragen. Weniger um einen «Wahrheitsraum» zu produzieren oder produzieren zu lassen oder um Beobachtungen und Analysen autorisiert, moralisch abgesichert und legitimiert zu bekommen (Löffler 1999b, 111); vielmehr wollte ich meine Interpretationen kommunikativer Validation unterziehen, sie kommentieren und zurechtrücken lassen.

Diese Selbstverständlichkeit wurde zusehends fraglich: Abgesehen von der zeitlichen Beanspruchung der Frauen, die eine solche Rückkoppelung mit sich bringen würde, und der anmassenden Forderung, sie hätten sich mit dieser (nunmehr) fremden Materie auseinander zu setzen, kann es nicht um ein «gemeinsames» Projekt gehen. Zu unterschiedlich sind die Interessen, die Standpunkte und Perspektiven, von denen aus analysiert, interpretiert und reflektiert wird/werden kann. Selbst bei Einbeziehen der Alltagstheorien der Beforschten und den «Interpretationen erster Ordnung» als Ausgangspunkt der Auseinandersetzung mit dem Material werden meine Relevanzsetzungen schliesslich andere sein als jene der Interviewten, und meine werden sich durchsetzen. Interpretationen zurückzuvermitteln, bedeutete einen «quasitherapeutischen Versuch», nämlich das Problem zu handhaben, wie die Befragten mit dem neuen Wissen über sich selbst umgehen sollen (Chanfrault-Duchet 1991, 89). Die Dimension des reduzierten Umgangs miteinander waren klar, so akzeptiert und (grossteils) gar nicht anders gewünscht. Noch weniger kann Ziel sein, SprecherInnen mit Hilfe ihrer eigenen Narrationen zu einem klareren Bewusstsein hinsichtlich ihrer Beziehungen zum sozialen Image von Frau- oder Mannsein, Vergangenheit und Gegenwart usw. zu führen (also eine Art «conscious-raising»). Fragwürdig wäre auch, die Erzählungen zu nutzen, um die von den Interviewten vertretenen Konzepte zu verändern.

Anmerkungen

- ¹ Frauenkarrieren im Tiroler Hotel- und Gastgewerbe. Alltagsstrategien und -praktiken von Gastwirtinnen. Wien (unveröff. Diss.) 2002.
- ² Wie Frauen überhaupt für die Humanisierung der Wissenschaften sorgen sollen.
- ³ Das mit allen Umwegen und Sackgassen darzustellen, hätte viel von therapeutischem Schreiben und soll hier vermieden werden.
- ⁴ Ich führte 21 offene, biografisch orientierte Gespräche mit 13 Frauen. Biografisch *orientiert* deshalb, weil sich mein Plan, mit den Wirtinnen lebensgeschichtliche Interviews zu führen, in der intendierten (nach Buchwissen zurechtgelegten) Form nicht durchführen liess. Methodisch hilfreich fand ich letztlich Konzepte, wie sie im Sammelband «Women's Words» (Berger/Patai 1991, darin v.a. Anderson/Jack), von Werner Fuchs-Heinritz (2000) und von Reinhard Sieder (z. B. 1998) vorgeschlagen werden.
- ⁵ Die Betriebsgrößen und -arten sind vielfältig, alle bieten aber Unterkunft und Verpflegung. Die jüngste der interviewten Wirtinnen war zum Zeitpunkt des Gesprächs 25, die älteste 75 Jahre alt; der Grossteil der Frauen ist in den 1940er und 50er Jahren geboren. Zwei Frauen sind geschieden, zwei ledig (davon eine kinderlos, nur eine weitere Frau hat keine Kinder), eine der Wirtinnen ist verwitwet. Trotz der Unterschiede ergaben sich – schon auf sozusagen struktureller Ebene – viele Gemeinsamkeiten.
- ⁶ Künftig würde ich vielleicht den Begriff «Interview» in der Anbahnung vermeiden. Unverzichtbar bliebe, von Anbeginn die eigenen Interessen und das Thema der Arbeit zu deklarieren, auch wenn damit «offen» angelegte Gespräche in Bahnen gelenkt werden.
- ⁷ Im Gegenteil: «Es ist sogar zu erwägen, ob Verfahren wie das narrative Interview [...] nicht erheblich stärker die Autonomie der Erforschten bedrohen, als dies Fragebogen-Erhebungen mit ihren Antwortvorgaben vermögen.» (Behnke/Meuser 1999, 16)
- ⁸ Obwohl es dort auch Energie-, Forst- und Landwirtschaft gibt, kann man von touristischer Monokultur sprechen, insbesondere von den 1960er Jahren an. Vor allem das hintere Zillertal ist massentouristisch geprägt; drei Gemeinden (Mayrhofen, Tux, Gerlos) rangieren unter den zwanzig wichtigsten Tourismusorten Tirols (Reisner 2000, 79).
- ⁹ Nicht nur in Zusammenhang mit meiner Sozialisation in der Region sehe ich mich als Forscherin *immer* als Teil des Feldes.
- ¹⁰ Ein weiter gefasster Vergleich, etwa mit Wirtinnen im grossstädtischen Raum, wäre sehr interessant gewesen; hätte aber meine Möglichkeiten überschritten (für weitere Rechtfertigungen siehe Diezinger u. a. 1994, 29f).
- ¹¹ Dabei ist mir vor allem Dialekt zugute gekommen. Das ausgeprägte «Wir-Bewusstsein» der ZillertalerInnen ist nicht nur Klischee. Im Rahmen von Tourismus trifft es auf ein ausnehmend responsives Umfeld (Bausinger 1993, 256f). Regionalität wird aufwändig gepflegt, die eingebildet oder tatsächlich vorhandenen Besonderheiten (z.B. Musik, die Land- und insbesondere die Almwirtschaft, Speisen, bestimmte Erzeugnisse des [Kunst-]Handwerks – allesamt touristisch vermarktbar Äusserungen regionaler Kultur) werden eifersüchtig gehütet.
- ¹² Obwohl nur eine der Frauen für sich und ihren Betrieb Pseudonyme wählte, habe ich mich entschieden, alle Namen zu ändern.
- ¹³ Passagen aus Interviews werden in literarischer Umschrift wiedergegeben; das heisst, der Höreindruck wird in leicht lesbare Form gebracht.
- ¹⁴ Tourismuswirtschaft werde nur noch als hoch subventionierter Wirtschaftszweig dargestellt; als Branche, die vom unmoralischen Ausverkauf von Land und Leuten lebe. Eine Vielzahl von Berichten suggeriere, dass der Umgang mit den ArbeitnehmerInnen kaum je den gesetzlichen Regelungen entspreche. Dazu kämen noch die saisonalen Zeitungsmeldungen über weit verbreiteten Wucher, etwa die alljährlichen Sommer- und Winterberichte über Preistreiberei in Österreichs Tourismusmetropolen, sowie Bücher und Filme über «Zustände hinter den Kulissen», etwa «Alm-Rausch. Die Alltagstragödie hinter der Freizeitmaschinerie» (Schönberger 1994) oder Felix Mitterers «Piefke-Saga» (1991).
- ¹⁵ «[D]er so genannte Stammescharakter kommt jedenfalls nicht durch ein Abwägen der Sozialstatistik zustande, sondern durch die Verabsolutierung einer bestimmten Schicht.» (Lindner 1994, 214)
- ¹⁶ Wie ich es in Wien nur aushielte, wurde ich fast immer gefragt, wo es doch bei uns so schön sei, die Wiener ja zu uns auf Urlaub kämen.

- ¹⁷ Was wenig mit Realität zu tun hatte, eher auf meine eigene zeitweise Fixierung auf die Forschungsarbeit hindeutet. Als ich mich in einem Souvenirgeschäft umsah, rief mir der Besitzer quer durch das Geschäft zu: «Aha, du bist das Langreiter-Dirndl. Du tust bei uns jetzt den Tourismus studieren.» Ich verliess nach einer kurzen Antwort rasch das Geschäft und stellte im Anschluss umfassende Recherchen an, woher denn dieser Kaufmann über mein Tun wusste: Es handelte sich um den Bruder einer Wirtin; in ihrem Haus gibt es ein kleines Privatarchiv, das ich mir einige Tage zuvor angeschaut hatte. Davon wiederum hatte sie am Stammtisch berichtet.
- ¹⁸ Das Du-Wort steht hier nicht für Vertraulichkeit; unter als «einheimisch» Identifizierbaren ist Duzen üblich, selbst wenn man einander nicht kennt. Ist der Kontakt z. B. beruflich, werden häufig informelle und formelle Anrede kombiniert; es heisst dann – wie meist auch in den konkreten Gesprächen (abhängig auch vom Altersunterschied) – beispielsweise «du» und zugleich «Frau Knapp».
- ¹⁹ In ethnopschoanalytisch orientierten Arbeiten wird konflikthaftern Momenten oder Phasen grosse Bedeutung zugeschrieben. Gerade dort würden im Interaktionsprozess Massstäbe und Werte transparent. Sind die ForscherInnen ihrerseits durch/von GesprächspartnerInnen irritiert, wird von «Übertragung» gesprochen: «In der Übertragung werden kulturelle Rollen und Interaktionsmuster wiederholt, die beim Ethnologen, der ja nicht Teil dieser spezifischen Kultur ist, Irritationen auslösen. Das Aufspüren von fremden und für sein Empfinden inadäquaten Anteilen in der Beziehung ermöglicht ihm ein Verständnis der historisch-ethnischen Zusammenhänge, der Lebensgeschichte und des sozialen Milieus einer bestimmten Gruppe in dieser Kultur.» (Erdheim zit. lt. Götz 1997, 74 f; vgl. auch Nadig 1986, 28) Ohne psychologisch oder psychoanalytisch arbeiten zu können oder zu wollen, nutze ich bemerkte Übertragung und Gegenübertragung als Quelle (vgl. Eisch 1999, 68).
- ²⁰ Jene, die Erlebniszusammenhänge teilen, verstehen einander nach Karl Mannheim unmittelbar, sie brauchen einander nicht erst zu interpretieren. Er unterscheidet folglich die auf unmittelbarem (intuitivem) Verstehen, das aus Handlungspraxis entsteht, basierende «konjunktive» Erfahrung und die «kommunikative» Beziehung auf Basis gegenseitiger Interpretation (1928, 310f).
- ²¹ Martin Scharfe zitiert aus einer Diskussion um «Dokumentation und Feldforschung» in Tübingen 1969: «Die volkskundliche Befragung von Gewährspersonen sei nichts anderes als ein gut einstudiertes Rollenspiel mit festen gegenseitigen Erwartungen, wobei jeder Partner letztlich seine persönliche Befriedigung im Auge habe.» (228)
- ²² Eine Wirtin, die ich nach diesem Schreck nicht mehr kontaktiert habe, fragte mich beim Vorgespräch zum Interview, ob ich denn auf diesem Wege Wirtin werden wolle.
- ²³ So mehrfach angemerkt von Christian Stadelmann anlässlich gemeinsamer Aufenthalte in einschlägigen Betrieben.
- ²⁴ Das hat primär mit dem Thema Frauenemanzipation zu tun und in Verbindung damit auch mit Generation. Dass mir Geschlechterverhältnisse wichtig sind, konnten die Interviewten aus dem Vorbereitungsgespräch schliessen, in dem ich Gegenstand und Motivation meiner Arbeit darlegte.
- ²⁵ Zur emotionalen Abwehr von Feminismus bei Frauen vgl. Klinger 1999, v. a. 185.
- ²⁶ Diese Skepsis ist generell, mit Ausnahme vielleicht von medizinischen, technischen und juristischen Fächern. «Die Region» wird zwecks Studium nicht zuletzt deshalb verlassen, weil dort kein Besitz vorhanden ist und die Betreffenden trotzdem «etwas Besseres» sein wollen (vgl. Lindner 2001, 95).
- ²⁷ Kulturwissenschaftlerin, Kulturanthropologin, europäischen Ethnologin – hinsichtlich allgemeiner Aussagekraft besteht hier kein Unterschied, die Namen sprechen wohl alle nicht.
- ²⁸ In dieser abschliessenden Phase sollen Interviewte sich über das Gespräch und die Situation des Interviewtwerdens äussern können.
- ²⁹ Zwei wurden in privaten Wohnräumen abgehalten; eines während der so genannten Zimmerstunde (Nachmittagspause) der Wirtin, das andere vor der Wintersaison – das betreffende Gasthaus war zu diesem Zeitpunkt geschlossen (diesen Gesprächen folgte je ein zweiter Termin im Lokal). Die meisten der befragten Frauen wohnen zwar im Betrieb, aber in einer abgeschlossenen Wohnung. Eine Wirtsfamilie logiert in einem Einfamilienhaus unmittelbar hinter dem Hotelkomplex, eine weitere Wirtin liess gerade ein eigenes Haus neben dem Betrieb bauen; einige jedoch – das trifft nicht nur auf die älteren der Befragten zu – haben für sich nur ein (Schlaf-)Zimmer.
- ³⁰ Nicht nur im übertragenen Sinn: Vielfach wurde ich eingangs gefragt, was ich denn trinken möchte. Und abgesehen von dieser professionellen Beziehung im Gastgewerbe – im Zuhause des Interviewten besteht ohnehin eine gewisse «Verpflichtung auf die Loyalität des Gastes» (Löffler 1999a, 162).

- ³¹ Diese Störungen deuteten darauf hin, wie sehr das Interview seinerseits den normalen, gewohnten Ablauf beeinträchtigt, wie sehr damit interveniert wird.
- ³² Zur «Gefährlichkeit» der Empathie vgl. Wohlrab-Sahr 1993; auch Bausinger 1989, v. a. 20.
- ³³ «Detaillierungszwang» – die Ausführungen müssen ausreichend detailliert sein, damit Aussenstehende, genauer InterviewerInnen, folgen und sich orientieren können und andererseits («Kondensierungszwang») einer Erzählökonomie gehorchend, rafften und verdichten, «um ein vom Einzelnen imaginiertes (oder auch zuvor explizit ausgehandeltes) Zeitbudget oder auch die eigene Kraft und die Aufmerksamkeit des Zuhörers nicht zu überfordern». Der dritte Zwang ist jener der «Gestaltschliessung», d. h., eine begonnene, aber unterbrochene Geschichte, will zu Ende gebracht werden (Sieder 1998, 153f). Kritisch dazu äussert sich Ralf Bohnsack und weist darauf hin, dass schon die Terminologie klar mache, wie sehr auch offene Erhebungsverfahren in die Normalität der Alltagskommunikation eingreifen (2000, 120).
- ³⁴ Mir wurden ältere Gastronominnen empfohlen, oft jene Frau, die im alteingessensten, auch von der Aufmachung des Betriebes und vom Unternehmensstil her «traditionellsten» Gasthaus des jeweiligen Ortes zu Hause ist. Sechs kontaktierte Frauen lehnten ein biografisches Interview ab. Eine ehemalige Wirtin, sie hat den Hotelbetrieb übergeben und lebt und arbeitet nun wieder am familieneigenen Bauernhof, erklärte: «Ich will von dem Ganzen nichts mehr wissen.»
- ³⁵ Zum Beispiel eine sequenzielle Textanalyse nach Fritz Schütze und Gabriele Rosenthal (vgl. Rosenthal 1995) oder die von Ulrich Oevermann und seinem Team entwickelten Objektive Hermeneutik (1983).
- ³⁶ So beobachtete Minister, dass InterviewpartnerInnen, vor allem Frauen, wie sie angibt, zum Interviewtermin – egal ob Video- oder Audioaufnahme – frisch vom Friseur und formell gekleidet erschienen; das deute auf das Wissen darum hin, dass das Interview eine öffentliche Performanz sein wird (1991, 28). Wirtinnen befinden sich immer auf dem Präsentierteller.
- ³⁷ Als Frage-Antwort-«Spiel» von Anfang an, also ohne die vorgesehene elaborierte Eingangserzählung.
- ³⁸ Das ausführlichste Interview bestand aus zwei Gesprächen zu je einer Stunde und 45 Minuten, das kürzeste (ein Gespräch) dauerte 45 Minuten. Im Schnitt dauerten die Gespräche rund eine Stunde; sieben Frauen traf ich zweimal zum Interview.
- ³⁹ «Wem nützt Volkskunde?» Nach einem Interview (13) kommt der Chefkoch und Neffe der Wirtin aus der Küche und will wissen, was wir da tun; ich erkläre und er kommentiert: «Ja, wenn es der Wirtschaft nützt.» Zum Anspruch unmittelbarer ökonomischer Nutzbarkeit und Bereitschaft zur Erfüllung siehe Wischmann 1999, v. a. 5.
- ⁴⁰ Wenngleich Letzteres auch schnell wieder überheblich klingen kann: «Die lebensgeschichtliche Erzählung ist nichts Fertiges und Gewohntes, sondern sie wird erst durch uns evoziert und als etwas Erzählenswertes und Bedeutsames konstruiert.» (Kaschuba 1999, 200)

Literatur

- Anderson, Kathryn/Dana C. Jack: Learning to Listen: Interview Techniques and Analyses. In: Berger Gluck, Sherna/Daphne Patai (Hg.): Women's words: the feminist practice of oral history. New York-London 1991, 11–26.
- Auslander, Leora: Erfahrung, Reflexion, Geschichtsarbeit. Oder: Was es heissen könnte, gebrauchsfähige Geschichte zu schreiben. In: Historische Anthropologie, Jg. 3, 1995, Heft 2, 221–141.
- Bausinger, Hermann: Identität. In: Bausinger, Hermann u. a.: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1993 (3., Orig. 1978), 204–263.
- Bausinger, Hermann: Verstehen ≠ Verstehen. In: Tübinger Korrespondenzblatt, Jg. 34, 1989, 19–21.
- Behnke, Cornelia/Michael Meuser: Geschlechterforschung und qualitative Methoden (= Qualitative Sozialforschung, 1). Opladen 1999.
- Berger Sherna Gluck/Daphne Patai (Hg.): Women's words: the feminist practice of oral history. New York-London 1991, 11–26.
- Bohnsack, Ralf: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen 2000 (4.).
- Bourdieu, Pierre: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Aus dem Französischen von Hella Beister (= suhrkamp, NF 985). Frankfurt/M. 1998 (Orig. 1994).
- Chanfrault-Duchet, Marie-Françoise: Narrative Structures, Social Models, and Symbolic Representation in the Life Story. In: Berger Gluck, Sherna/Daphne Patai (Hg.): Women's words: the feminist practice of oral history. New York-London 1991, 77–92.
- Diezinger, Angelika u. a. (Hg.): Erfahrungen mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung (= Forum Frauenforschung, 8). Freiburg i. Br. 1994.
- Eisch, Katharina: Immer anfangen. Überlegungen zu Feldforschung und volkskundlicher Identität. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Jg. 95, 1999, 61–72.
- Felt, Ulrike/Helga Nowotny/Klaus Taschwer: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung (= Reihe Campus Studium, 1086). Frankfurt/M.-New York 1995.
- Fuchs, Martin/Eberhard Berg: Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Berg, Eberhard/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 1051). Frankfurt/M. 1995 (2.), 11–108.
- Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen 2000 (3., überarb. Aufl.).
- Goldinger, Heiner: Methodik und Praxis des research up: als Ethnograph bei den Börsianern. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 98, 2002, Heft 2, 257–270.
- Götz, Irene: Unternehmenskultur. Die Arbeitswelt einer Grossbäckerei aus kulturwissenschaftlicher Sicht (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, 19). Münster u. a. 1997.
- Jeggle, Utz/Gottfried Korff: Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters. Ein Beitrag zur Kulturökonomie, Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 70, 1974, 39–57.
- Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999.
- Klinger, Cornelia: «O happiness! Our being's end and aim». Vom Schwierig-Werden der Frage des Glücks in einer Zeit ohne Sinn und Ziel. In: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtsforschung, Jg. 10, 1999, Heft 2, 173–192.
- Kramer, Dieter: Wem nützt Volkskunde? In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 66, 1970, 1–59.
- Kramer, Dieter: Gefühle beim Wiederlesen nach 19 Jahren. In: kuckuck, Jg. 3, 1988, Nr. 2, 9–12.
- Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 77, 1981, 51–66.
- Lindner, Rolf: Kulturelle Randseiter. Vom Fremdsein und Fremdwerden. In: Notizen, Kultur anthropologisch, Nr. 30, 1989, 15–28.
- Lindner, Rolf: Das Ethos der Region. In: Lindner, Rolf (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt-New York 1994, 201–231.
- Lindner, Rolf: Die Stunde der Cultural Studies. Wien 2000.
- Lindner, Rolf: «Lived Experience». Über die kulturelle Wende in den Kulturwissenschaften. In: Musner, Lutz/Gotthard Wunberg/Christina Lutter (Hg.): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften (= kultur.wissenschaft, 3). Wien 2001, 11–19.
- Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999a.

- Löffler, Klara: Aus den Handwerksgeheimnissen – Über ein wissenschaftliches Genre. In: Köhle-Hezinger, Christel/Martin Scharfe/Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997. Münster u. a. 1999b, 99–114.
- Maase, Kaspar: Volkskundliches Sprechen als symbolische Praxis oder: Stimmen der Volkskundler in Tropen. In: Brednich, Rolf Wilhelm/Heinz Schmitt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. München-Berlin 1997, 387–398.
- Maase, Kaspar: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Eisch, Katarina/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Univ. Tübingen, 93). Tübingen 2001, 255–271.
- Mannheim, Karl Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, Jg. 7, 1928, 157–185 u. 309–330.
- Minister, Kristina: A Feminist Frame for the Oral History Interview. In: Berger Gluck, Sherna/Daphne Patai (Hg.): Women's words: the feminist practice of oral history. New York-London 1991, 27–41.
- Mitterer, Felix: Die Piefie-Saga. Komödie einer vergeblichen Zuneigung. Drehbuch. Innsbruck 1991.
- Müller-Funk, Wolfgang: Der Intellektuelle als Souverän. Essays. Wien 1995.
- Nadig, Maya: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Subjektivität und Gesellschaft im Alltag von Otomi-Frauen. Frankfurt/M. 1986.
- Nestmann, Frank: «Macht vierzehntzig – Beratung inklusive!» Natürliche Helfer im Dienstleistungssektor. In: Keupp, Heiner/Bernd Röhrle (Hg.): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M. – New York 1987, 268–293.
- Oevermann, Ulrich/Tilman Allert/Elisabeth Konau/Jürgen Krambeck: Die Methodologie einer «objektiven Hermeneutik». In: Zedler, Peter/Heinz Moser (Hg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung. Studien zur Aktionsforschung, empirischer Hermeneutik und reflexiver Sozialtechnologie. Opladen 1983, 95–123.
- Reisner, Ulrike: Tourismus. Hintergründe, Informationen, Fakten. In: Echo, 2000, Nr. 4, 75–79.
- Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung. Frankfurt/M.-New York 1995.
- Scharfe, Martin: Dokumentation und Feldforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 65, 1969, 224–231.
- Schönberger, Alwin: Alm-Rausch. Die Alltagstragödie hinter der Freizeitmaschinerie. Wien 1994.
- Sieder, Reinhard: Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. In: Wernhart, Karl R./Werner Zips (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien 1998, 145–172.
- Sieder, Reinhard: Einleitung. In: Sieder, Reinhard (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen (= Kultur als Praxis, 1). Wien 1999, 7–13.
- Warneken, Bernd Jürgen/Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 93, 1997, 1–16.
- Wischmann, Maike: Angewandte Ethnologie und Unternehmen. Die praxisorientierte ethnologische Forschung zu Unternehmenskulturen (= Interethnische Beziehungen und Kulturwandel, 36). Hamburg 1999.
- Wittel-Fischer, Barbara: «Das Unbewusste ist unbestechlich». Supervision in der Tübinger Empirischen Kulturwissenschaft. In: Eisch, Katharina/Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Univ. Tübingen, 93). Tübingen 2001, 140–160.
- Wohlrab-Sahr, Monika: Empathie als methodisches Prinzip? Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problematisches Erbe der «methodischen Postulate zur Frauenforschung». In: Feministische Studien, Jg. 11, 1993, Nr. 2, 128–139.